

OPK (operative Personenkontrolle) unterzogen oder als FO (Feindobjekt) überwacht und überprüft. Derartige Objekte waren u. a.

*Grenzinformationsstellen und

*Sonstige Grenzeinrichtungen, wie der Bayernturm in Sternberg/Zimmerau.

*Einzelpersonen, die auf irgendeine Weise in das Visier der Stasi gekommen waren.

Dazu bediente sich die Staatssicherheit der Möglichkeit, auf die betreffende Person bzw. das Objekt IM anzusetzen. Die Arbeit dieser IM muß als Spionage bezeichnet werden. Im Bereich des Bezirks Suhl waren 1989 116 IM im westlichen Grenzvorfeld eingesetzt, davon waren 12 IM dort wohnhaft.

Häufige Informanten waren Rentner, die nach ihren Besuchen im Westen entweder abgeschöpft wurden, ohne daß sie dies genau wußten, oder die vorher genau auf irgendein Objekt angesetzt und gezielt instruiert wurden.

Ein wichtiger Bereich geheimdienstlicher Tätigkeit des MfS fand an den Grenzübergängen durch die Abt. VI (Paßkontrolle, Tourismus) statt. Wenn eine Person, die unter OPK stand, oder eine andere, für die Staatssicherheit interessante Person einreiste, wurde sofort per Fernschreiben der zuständige Sachbearbeiter informiert. Die betreffende Person wurde durch einen Mitarbeiter der PKE (Paßkontrolleinheit) in ein Gespräch verwickelt, das aufgezeichnet und ausgewertet wurde. Genauso wurden die Gespräche und Untersuchungsergebnisse des Grenzzollamts an die Stasi weitergemeldet. Auch innerhalb des DDR-Gebiets unterlagen diese Personen einer Überwachung. Jeder Kontakt mit DDR-Bürgern wurde ausgewertet, unter Umständen mit negativen Konsequenzen.

Georg Habermehl

Variationen über die Baunach

„Der Ursprung der Baunach findet sich in den Haßbergen, zunächst bei der Ruine Wildberg oberhalb Sulzfeld, Landgerichts Königshofen, verläßt aber bald den Bezirk und tritt bei Bundorf in den Landgerichtsbezirk Hofheim über . . .“ (Lehnes 1842)

Mit diesen Worten beginnt die „Geschichte des Baunach-Grundes in Unterfranken“, verfaßt vor gut 150 Jahren und bislang ohne Nachfolgerwerk geblieben. Auch die Texte und Bilder dieses Buchs*¹ sind nicht mit der Absicht entstanden, Regionalgeschichte zu schreiben. Vier Eberner Fotografien nähern

sich eigenwillig dem Fließchen Baunach in seiner Tallandschaft, auf mancherlei Wanderungen verfaßte Textskizzen wollen die Bilder nicht kommentieren, sondern ganz subjektiv ergänzen.

Vergangenes in seltener Gegenwart findet, wer die Baunach entlanggeht. Noch ist diese Vergangenheit nicht eingesperrt in Reservaten, im schönfrisierten Musealen. Noch ist Geschichte als Schichtung, das Vergehende selbst im Vergangenen erfahrbar, – näher kommt hier die verlorengelungene Zeit als anderswo in Franken.

¹) Baunach und Weisach entlang – Beobachtungen in einer Fränkischen Tallandschaft. Ebern 1999. – zu beziehen beim Autor – DM 29.90

Dem Gewässer wuchs Bedeutung zu durch das umgebende Land, viel weniger umgekehrt. Und doch wurde die Baunach zum historischen Begriff: einer der sechs Orte oder Kantone der Unmittelbaren Freien Reichsritterschaft in Franken vereinigte sich 1517 zum „Kanton an der Baunach“. Topographisch genau verortbar, nicht wie beim „Kanton auf dem Gebürg“, wo man sich zuerst fragt, welches der fränkischen Gebirge da gemeint sei.

Franken, das gesättigte, ja an Geschichte übersatte Land, Wiege neugierigen Entdeckergeists wie auch Rückzugsraum für skeptische Verweigerung; hier an der Baunach jahrhundertlang am heillosen zersplittert, politisch, konfessionell allemal.

Kaum hatte sich die Korporation der Ritterschaft gefestigt als Interessengemeinschaft des landsässigen Adels, erklärte sich die überwiegende Mehrzahl ihrer Mitglieder für die Anliegen der Reformation. An der Nahtstelle der Fürstbistümer Würzburg und Bamberg und den sich nach Erbteilung und Heimfall ständig neuformierenden Thüringer Herzogtümern gelegen, steckten die Ritterschaften wie Schrotkugeln in den Leibern dieser Flächenstaaten bis zur großen politischen Flurbereinigung der Napoleonischen Zeit.

Bis 1848 oblag dann noch dem Adel die Rechtspflege im Bereich der Niederen Gerichtsbarkeit; und manchem ehemaligen Untertan ermöglichte erst die große Inflation von 1923 das restliche Abzahlen seiner durch die Aufhebung der Grundlasten entstandenen finanziellen Verpflichtungen. Geschichte ist zäh im Nachwirken...

Vom Altenstein der Blick nach Süden, den Querriegel des Jura als Horizont, das weite Maintal davor. Stapelzölle unten bei Hallstadt bildeten im Spätmittelalter die wichtigste Einnahmequelle des Hochstifts Bamberg. Und bis Hallstadt ist der Main heute noch stellenweise wild, Flößerflußgebaren, ungleichmäßig strömend belassen. Der Beitrag der Baunach zur Flut des noch nicht schiffbaren Flusses gründunkel an trockenen Tagen, nach Niederschlägen noch lange lehm-

gelb, sedimentgeladen. Die Wasserführung des Mains wächst mit der Baunach etwa um ein Siebzehntel, 2,04 Kubikzentimeter pro Stunde, gemessen am Pegel Leucherhof.

Anders bei den jährlich wiederkehrenden Hochwassern, begünstigt von den wasserstauenden Tonschichten des Feuerletten und des Burgsandsteins. Verwanzig-, verdreißigfache Wasserführung am Scheitelpunkt ließen schon Lehnese zu gewagten Vergleichen greifen: „nilartig“ wässere und düngte die Baunach ihre Auen.

Die Geologie kennt keine Wunderlichkeiten oder Zufälle. Schlüssig ist, daß die Baunach an der nördlichen Haßbergkante entspringt und ihren Lauf südöstlich nimmt im Streichen der Schichten von Burgsandstein und Feuerletten, zum Teil auch dem Schichtfallen folgend bis Pfarrweisach. Ab da schwenkt ihre Richtung nach Süden, parallel zur Muldenachse der Fränkischen Mulde und die Baunach übernimmt, bedingt durch die sich östlich erhebende Juraschichtung aus Oberem Keuper und Unterem Jura die Fließrichtung der Weisach.

Der „Eberner Winkel“, weit von Würzburg, tiefstes Unterfranken einst. Vor 25 Jahren beim Landkartenspiel der Bezirksreform quergeteilt, zu Oberfranken geschlagen hinauf bis Laimbach. Auf der Rückseite des Haßbergkamms die Quelle, bald gestaut zu zwei seenartigen Weihern, sumpfig schwarz, weitab einer Ansiedlung. Waldentlassen dann das Bundorfer Becken, dickichtverwunschen an Schweinsaupten, an Walchenfeld entlang, vom Bächlein zum Bach erstarkend. Sulzbach und Erdorf, auf Tuchfühlung beieinander und doch nur ersteres vor 1920 bayerisch. War Erdorf doch Zweigeklave der tief ins Unterfränkische gepflockten Sachsen-Coburgischen Insel Königberg.

Mändrierend zwischen den gebrochenen Wellen des Haßbergrückens die entrückteste Partie, Üschersdorf, Birkach, Gemeinfeld, Römmelsdorf. Mal links, mal rechts von Feuchtwiesenstreifen gesäumt, mühlwehrgestaut gelegentlich, hinter Gemeinfeld von den Betonstelzen der Trasse Coburg Schweinfurt

gedemütigt. Wie anmutsvoll die Vierheiligenbrücke von Frickendorf, schwungfreudig barock Anlauf nehmend, und hier, von Sandsteinfeilern leicht im Lauf gehemmt, in breitem, verkrautetem Bett erstmals die Ahnung eines Flübchens,

Auch für den Sportlichsten nicht mehr zu überspringen, träger werdend. Immer noch abseitiges Land, ein „Do woom mer fei noch nie“ – Dorado für Ausflügler. Die Kuppe von Lohr und unterhalb, Verstärkung durch die Weisach nutzend zum endgültigen Flübchen werden, der Schwegk nach Süden. Nun Magistrale, die alte Salz- und Geleitstraße von Nürnberg über Erfurt nach Norden, nachmalig B 279, Abschied von der Abgeschlossenheit. Ab 1653 nahm die Thurn und Taxis'sche Reitpost auf der Strecke Nürnberg-Kassel ihren Weg entlang Baunach und Weisach. Die nächsten Posthaltereien und Relaisstationen aus Richtung Bamberg waren Gräfenholz und Ermershausen. Eindeutig übergeordnet und vom Fernverkehr bevorzugt war allerdings die östliche Talstraße links der Baunach, alte Karten heben sie als „via regia“, als herrschaftliche Geleitroute hervor. Leucherhofbrücke, wo man die Talseite wechselte, und das Treinfelder Torhaus belegen dies noch heute. An der Hetschingsmühle vorbei erreichte man die südliche Eberner Vorstadt „Klein Nürnberg“, wo die Transportwagen der reichsstädtischen Kaufmannschaft nach der abendlichen Schließung des Grauturmtores noch Einstellmöglichkeiten fanden.

„Bunaha“, 804 als Liegenschaft des Missionsbistums Fulda genannt, aufgrund archäologischer Funde Anfang 1999 wohl noch um 200 Jahre älter anzusetzen. Keltenname. „Stadtrecht seit 1328“ stellt die Willkommntafel am Ortsrand in gebotener Kürze fest. Verschwiegen bleibt freilich, daß die bayerischen Okkupanten Anfangs des 19. Jahrhunderts das Stadtrecht erst einmal aberkannt hatten, 1954 wurde es wieder zugesprochen.

Zu Baunachs Vorteil gereichte, über lange Zeit nichts verworfen, nichts gänzlich ersetzt, nicht das Kind mit dem Bad ausgeschüttet zu haben: Das zu seiner Bauzeit in den späten 1680er schon etwas altmodische Amtsschloß

mit seinem verwackelten Turm beherbergte bis vor kurzem eine Textilfabrik, das Beinhaus hoch über dem Schrepfersmühlwehr bekam, bei fortlaufender Nutzung, im Obergeschoß eine Wohnung eingebaut, die gotische Kanzel der Pfarrkirche steht seit 1729 frei auf dem Plan vor der Magdalenenkapelle und wartet auf einen Prediger.

Wetterzerfressen, wie ein Wespennest die Überbleibsel einer Skulptur des Heiligen Oswald hoch oben an der Kirchturmkante.

Verwaiste Brauereigebäude zitieren noch einstigen Hopfenanbau, die Figur des Papstes Urban in dem vor bald dreißig Jahren wenig glücklich erweiterten Kirchenraum kündigt von noch früher betriebenem Weinbau.

Reisefertig, wie im Aufbruch, der Lokalheilige Überkum auf dem Marktbrunnen. Der reale Baunacher Bürger, der diesen Übernamen verliehen bekam, muß Pilger in Idealgestalt gewesen sein. Freiwillig auf sich genomene Askese der Heimatlosigkeit, mehrmals das unsichere Hinausgehen in die „Elende“, das Ausland, Tugenden im tiefgläubigen 15. Jahrhundert. Riskant dieser fromme Outdoor-Sport zur Zeit der Spätgotik. Nach mancher glücklichen Rückkunft von Rom und Compostela, gegen Ende seines gottgefälligen Lebens dann die Stiftung der Kapelle, steingewordene Verehrung der büßenden Magdalena.

Zeichenhaft, für die Damaligen von zwinzender Sinnbildlichkeit, die schon um 1480 erfolgte Umbettung Überkums innerhalb der Kapelle vom Flachgrab ins neue Hochgrab, als wollte man der sehnlichst erwarteten Kanonisation, der rechtlichen Erhöhung der Gebeine durch die Tat vorgreifen!

Von Sprühdosenfarbe bespieden der sandsteinerne Christus in der Rast, unterhalb der Kapelle. Als sprächen Gebärde und Gesicht nur den Satz „Ich denke einen langen Schlaf zu tun. Denn dieser letzten Tage Qual war groß.“

Nun anempfehle ich mich Überkum, soll er eine Strecke mitwandern, eine kleine nur gemessen am weiten Weg nach Santiago auf dem Sternenfeld.

Docken und Reiter

– Eine fast vergessene Weihnachtsgabe –

Manche älteren Zeitgenossen erinnern sich gerne an die Weihnachtsgaben, die sie in ihrer Kindheit erhalten haben. Besonders Frauen erzählen von der „Zuckerdocken“, die für viele das einzige Präsent war, das sie geschenkt bekamen und zwar von ihrer Patin. Dabei handelte es sich meist um eine von Holzmodeln abgeformte Figur aus Lebkuchen- oder Eierzuckerteig, eben einer „Docken“, worunter zumeist eine Puppe verstanden wird. Die Erinnerung an dieses bewunderte und in Ehren gehaltene Gebäckstück läßt heute noch die Augen der Erzähler aufleuchten. Auch die Buben bekamen von ihren Paten ein gemodeltes Gebäck aus derselben Masse, allerdings einen Reiter. Je nach den Vermögensverhältnissen der Paten fielen die Geschenke größer oder kleiner aus; einfach gekleidete Docken wechselten ab mit Damen in prunkvollen Kostümen und Soldaten oder Landsknechten mit eleganten Reitern auf stolzen Rossen.

Derartige Gebäck-Figuren wurden oftmals bis in die Osterzeit in einem Glaskasten verwahrt. Besonders die Mädchen erfreuten sich auf diese Weise recht lange an ihnen. Die Buben dagegen hielten nicht viel von einer längeren Aufbewahrung; sie knabberten ihren Reiter alsbald an und verspeisten ihn dann Stück für Stück. Dieser Verzehr- und Zerstörungswut fielen zum Leidwesen der Schwestern vielfach auch deren „Docken“ zum Opfer.

Solche Weihnachtsgeschenke der Paten an ihre Schützlinge waren noch im 1. Drittel unseres Jahrhunderts besonders in ländlichen Kreisen üblich und zwar nicht nur in Mittelfranken, sondern ebenso im Württembergischen und im Hohenloher Land.³⁾ Auch aus dem Hessischen und aus der Lüneburger Heide wird von derartigen Gaben berichtet.

Es stellt sich die Frage, warum man gerade gemodelte Docken und Reiter als Paten-



Kaiser Wilhelm I.
aus einer ehemaligen Ansbacher Konditorei

geschenke verteilte. Denkbar wäre es ja, gebackene Abbildungen von Tieren oder Pflanzen zu verschenken, zumal sich hinter diesen Dingen viel symbolhaftes verbirgt und die Menschen des Mittelalters diese Symbole auch zu deuten wußten. Eine Erklärung hierfür könnte sich aus dem Folgenden ergeben.

Die Grundlage für unseren weihnachtlichen Geschenkbrauch ist vermutlich in der seit altersher bei vielen Völkern üblichen Sitte zu suchen, zu bestimmten Jahreszeiten oder Jahrtagen sogenannte Gebildbrote – das sind von Hand geformte figürliche Gebäcke – anzufertigen und zu verschenken. Diese Termine waren stets durch kosmische Vorgaben bestimmt. Besonders an den Tagen, an denen der Lauf der Sonne sich ändert, die Tage zunächst kürzer werden, dann aber wieder